

Auf dem Rücken der Krim

Tataren, Fellkuscheltiere und Russen in Badelatschen – einsam ist es im Gebirge der ukrainischen Halbinsel nicht. Der Wanderer kann trotzdem ein Abenteuer erleben VON JULIUS SCHOPHOFF



Fotos: Gräfenhain/Bildagentur Huber (o.); Panos Pictures/VSUM (m.); Julius Schopphoff für DIE ZEIT (u.)

Als wir in der siebten Nacht den Pferdehof in den Bergen erreichen, müde und hungrig, über uns die Sterne, im Tal die Lichter des Dorfes, und unser Anführer Ilja Chomenko zu einer Entschuldigung ansetzt, es tue ihm leid, tausendmal, es sei alles seine Schuld – da wollen wir nichts davon hören. Wir lassen uns an der Tafel nieder und füllen unsere Gläser mit Wodka. *Za zdoruj!* Einmal, zweimal, dreimal, bis die Flasche leer ist. Auf die Gesundheit! Auf das Abenteuer!

Das war es doch, was wir, sieben Deutsche und ein Schweizer, gesucht haben auf der Krim – einer Halbinsel von der Größe Belgiens, die wie eine Flunder im Schwarzen Meer liegt. Das subtropische Klima und die heilsame Seeluft machten sie einst zum Modekurort der Aristokratie, später zur Massenerholungsstätte des Kommunismus; und auch heute, da die Krim als Autonome Republik zur Ukraine gehört, ist sie noch immer das bevorzugte Badeurlaubsziel vieler betuchter Russen. Statt wie sie am Strand zu liegen und uns von der milden Meeresbrise streicheln zu lassen, sind wir gekommen, um etwas Außergewöhnliches zu tun: Wir wollen das Krimgebirge erkunden, das sich hinter der rasselvollen Küste auftrifft. Ein Kleinbus bringt uns von Berg zu Berg, immer dorthin, wo die schönsten Wanderpfade beginnen.

Schon der Reiseleiter Ilja Chomenko, der uns am Flughafen der Hauptstadt Simferopol abholt, sieht nach Abenteuer aus: schwarzer Stoppelbart, tiefdunkler Teint, stechend grüne Augen. Er trägt eine Militärkappe, ein Wüstentarnhemd und Bundeswehrstiefel; doch der 26-Jährige ist kein Soldat, sondern Germanist. »Herzlich willkommen, meine lieben Bergfreunde!«, sagt er und hält eine Begrüßungsrede in gepflegtem Doktor-Klitschko-Deutsch. Dann nimmt er den Bergfreunden ihre Rucksäcke ab und hievt sie in den Kofferraum.

In den ersten Tagen wohnen wir im Küstenort Balaklawa am südwestlichen Ende des Krimgebirges. Die Bucht von Balaklawa kannte ich schon von der Titelseite meines Reiseführers. Nun stehe ich mit Ilja auf dem Balkon unseres Hotels und sehe sie selbst: Das Ufer säumen weiße Hotelwürfel mit roten Spitzdächern, an der Promenade drängelt sich eine Flotte weißer Luxusjachten. Unter den Bugen glänzt das spiegelglatte, dunkelgrüne Wasser.

Die Bucht ist lang, etwa einen Kilometer windet sich der Meeresarm zwischen kargen Kalkhügeln ins Landesinnere. Diese Lage bewahrte die Stadt vor so manchen Sturmwoogen – und vor feindlichen Mächten. Ilja zeigt auf einen Tunnel, der auf der

gegenüberliegenden Seite in den Fels führt: einen ehemaligen Atombunker und U-Boot-Stützpunkt der russischen Schwarzmeerflotte. Kurz nach Hiroshima gab Stalin ihn in Auftrag; im Falle eines Atomkriegs sollten 3000 Menschen dort einen Monat überleben können. Es war eines der geheimsten Militärprojekte der Sowjetunion. »Die Regierung hat die Stadt und die Bucht von allen Landkarten gelöscht. Bis vor zwanzig Jahren wusste kaum jemand, dass Balaklawa existiert«, sagt Ilja. Seine Augen glänzen; er wirkt stolz auf die Vergangenheit des russischen Militärs. Aber ist er, der auf der Krim geboren ist, nicht Ukrainer?

»Warum hast du entschieden, dass ich Ukrainer bin?« Er sieht mich ernst an. »Ich habe russische Vorfahren, spreche Russisch, meine Kirche steht in Russland. Ob man Ukrainer oder Russe ist, entscheidet der Kopf, nicht der Pass!« Er spricht damit für einen Großteil der Krim-Bevölkerung; über die Hälfte sind Russen, und viele verfluchen bis heute den Tag im Jahr 1954, als der sowjetische Parteichef Chruschtschow die Halbinsel als Freundschaftsgeste an die Republik Ukraine verschenkte.

Aus einem Rohr plätschert Quellwasser. »Hier duschen die Hippies«, sagt Ilja

Unsere erste Wanderung führt zu einer Höhlensiedlung auf dem Mangup, zwanzig Kilometer landeinwärts. Wie eine Burg ragt der Tafelberg aus einer Welle grünen Waldmeeres. Solche Hochplateaus, vor Jahrmillionen als Korallenriffe entstanden, sind typisch für das Krimgebirge. Der Aufstieg durch einen dichten Buchenwald ist kurz und steil. An einer Stelle hängt ein blauer Vorhang im Dickicht, aus einem Plastikrohr dahinter plätschert Quellwasser. »Hier duschen die Hippies«, sagt Ilja, »die lieben den Mangup.« Krim-Indianer haben sich die einheimischen Aussteiger genannt, die das ganze Jahr über auf dem Berg hausen, von dem sie behaupten, er strahle positive Energie aus.

Schon eineinhalb Jahrtausende vor ihnen wussten die Goten die Frischwasserquellen auf dem regenarmen Tafelberg zu schätzen; später kamen die Griechen, Armenier, Osmanen, Karäer. Die Siedler hielten oben auf dem Mangup ihre Schlafzimmer, Vorratsräume und Kerker in den weichen Kalkstein. So entstand ein mehrstöckiges, durch Treppen verbundenes Felslabyrinth. In einem Steinfenster sitzt eine junge Dame in wehendem Kleid, schlägt die Beine übereinander, wirft den Kopf nach hinten und lächelt – knips! Hinter ihr warten schon die Nächsten: Hatten wir den Aufstieg noch ganz für uns, so

ist oben keine Spur von Einsamkeit. Russische Urlauber haben sich in Geländewagen bis kurz unter das Plateau bringen lassen. In Glitzertops, Hotpants und Ballerinas flanieren die Russinnen durch die Höhlenstadt, an ihrer Seite Männer in Badelatschen und Jogginghosen, auf den braun gebrannten Brustkörben nichts als funkeln Kreuzketten. Wir deutschen Wanderer in unserer atmungsaktiven Funktionskleidung wirken dazwischen wie Wanderstreber. Ist das Krimgebirge etwa doch nicht so wild und einsam, wie ich dachte?

Drei Tage später machen wir uns auf zum Aj-Petri, dessen Gipfel 1234 Meter über der Schwarzmeerküste thront. Aus dem Landesinneren führt unser Wanderweg entlang eines Flussbetts durch eine Schlucht. Nach zwei Stunden kommen wir an ein Becken unter einem Wasserfall, die Badewanne der Jugend. Der Legende nach wirkt sie als Jungbrunnen. Zwei von uns springen prompt ins acht Grad kalte Wasser – doch es nützt nichts: Unser Wandertempo wird nicht höher. Wir laufen so langsam, dass wir es nicht vor Einbruch der Dunkelheit zum Gipfel schaffen würden. Also beschließen wir, umzukehren und den Bus zu nehmen.

Unser Reisebus ist ohnehin ein Abenteuer für sich: ein zerbeulter Transporter, der Lack blau, die Löcher rostbraun, vom Fahrersitz scheint ein Krokodil abgebissen zu haben. Unser Fahrer Slawek hat als Fenster Löcher in die Karosserie gesägt und Sitze auf die Ladefläche geschraubt. Am Vortag ist er während einer Pause noch unter der Motorhaube verschwunden und hat etwas von *problemy* gemurmelt; nun aber läuft die Maschine wieder und röhrt tapfer die Serpentina des Aj-Petri hinauf. Slawek erzählt, gestikuliert, lacht; ich verstehe kein Wort und lache mit. Die lose Tachonadel tanzt im Takt der Schlaglöcher, der Kilometerzähler dahinter zeigt 720 458.

Oben empfängt uns keine Berghütte, sondern ein Markt – eine Siedlung aus Blechwürfeln, eingehüllt in Rauchschwaden. Dutzende nahezu identische Stände reihen sich aneinander. An jeder Ecke brennt ein Feuer, überall brutzeln Schaschlikspieße und brodeln rote Suppen. Etwas abseits warten Buden mit honiggetränktem Blätterteig und süßem Wein aus Plastikflaschen, die Stände ganz am Rand gehören Souvenirhändlern. Vor allem Fell scheint hier bestens zu laufen: Fellpuschen, Fellwesten, Fellkuscheltiere.

Die Verkäufer sind Krimtataren, dunkles Haar und dunkle Augen, Abkömmlinge von Dschingis Khans Goldener Horde, die im 13. Jahrhundert auf Pferden aus der Mongolei vordrang. Einst herrschten

Der Aj-Petri ist der höchste Berg der Krim. Von seinem Südhang aus blickt man auf das Küstenstädtchen Alupka

sie über die ganze Halbinsel, heute herrschen sie immerhin noch über den Aj-Petri, den meistbesuchten Berg der Krim – mehr als eine Million Touristen im Jahr. Eine gelbe Seilbahn spuckt gondelweise russische Touristen aufs Plateau. In Scharen strömen sie zum höchsten Punkt des Gipfels – knips!

Die Kulisse, vor der sie posieren, ist imposant: Aus dem Abgrund ragen tausend Meter hohe Kalkzähne. Daran empor klettern Hakenkiefern, schiffslang und schnurgerade, die ihre Äste erst in der Krone ausbreiten, aus der Ferne wirken sie wie Bonsais. Weit darunter liegt, wie ein unendliches Tuch aus blau-graue Samt, das Meer. Ein Wolkenschweif im Osten schwebt über Jalta, der Tourismushauptstadt der Krim – dem Ort, an dem wir am nächsten Tag einen Badestopp einlegen.

Das Krimgebirge schottet Jalta und seine Nachbarn an der Südostküste vom kühlen Norden ab – und schafft so einen schmalen Streifen ukrainischer Subtropen. Der Landstrich, in dem Zitronen blühen und Wein wächst, wird mit der Riviera, der Toskana oder der Côte d'Azur verglichen. Wer in der Geschichte Russlands Rang und Namen hatte, kam nach Jalta: Der Nationaldichter Puschkin besang die Schönheit der Region, Tolstoi und Tschaikowsky verbrachten hier ihre Urlaube, der Dichter Tschschow schwor auf die Heilkraft der Meeresluft. Russische Fürsten bauten sich in Jalta Paläste, sowjetische Staatssekretäre übernahmen sie. Und nach dem Zweiten Weltkrieg kamen Churchill und Roosevelt hierher, um mit ihrem Gastgeber Stalin Deutschland und die Welt neu zu ordnen.

Wir laufen gegen die Dunkelheit an – und unser Anführer hat den Weg vergessen

Jaltas Kieselstrände, eingebettet in Berge und Wälder, müssen einmal Badeparadiese gewesen sein. Heute aber stehen vielerorts graue Hotelklötze im Kiefernwald, die wie der betonierte Starrsinn der Sowjets wirken: Kururlaub für alle, ohne Rücksicht auf Landschaft und Stadtbild. Im Großraum Jalta gibt es heute noch immer einsame, entlegene Steinbuchten mit kristallklarem Wasser – im Stadtgebiet aber, wo wir unseren Badestopp einlegen, sind die Strände so überlaufen, dass man auf den Kiesel keinen Platz mehr für sein Handtuch findet. Ilja führt uns entlang der breiten Strandstraße vorbei am Lenin-Denkmal zu einer »Alternativ-Promenade« – doch so alternativ ist die nicht: Die Strandabschnitte sind durch Werbepaneele voneinander getrennt, die meisten Sektoren kosten Eintritt. Statt zu baden, setzen wir uns in ein Café und fühlen uns wirklich an die Côte d'Azur versetzt – preislich. So hartnäckig die Hrywnja-Scheine bisher im Portemonnaie kleben blieben, so leicht flattern sie jetzt heraus. Auch die Hotels kosten in Jalta drei- bis viermal so viel wie andernorts, und so fahren wir abends lieber weiter, in den 35 Kilometer entfernten Kurort Aluscha.

»Meine lieben Bergfreunde«, sagt Ilja beim Frühstück, »heute liegt eine interessante Etappe vor uns. Aber es wird kein Spaziergang.« Er meint den Tschatur-Dag, den zweithöchsten Berg der Krim. Der schwerste Teil des Aufstiegs kommt gleich zu Anfang, fünfzig Prozent Steigung über Geröll. Doch oben, auf dem Ostgipfel, 1453 Meter überm Meeresspiegel, finde ich sie dafür schließlich, die Abgeschiedenheit des Krimgebirges: keine Jeeps, keine kurzen Röhre, keine Seilbahnen. Nur ein schweigender Wanderer, der auf dem Steinhafen am höchsten Punkt sitzt und versunken in die Landschaft blickt. Hoch über den zerklüfteten Bergsätteln zieht ein Adler seine Kreise.

Vom Ostgipfel wandern wir fünf Kilometer über das Nordplateau zur Tropfsteinhöhle Emir Emine-Bair-Khosar und steigen in die sechs Grad kühle Unterwelt. An einer Stelle fallen Sonnenstrahlen durch eine Öffnung in der Höhlendecke, zwanzig Meter darunter liegt das Skelett eines Mammuts – ein fataler Fehltritt vor 30 000 Jahren. Wir laufen durch einen Wald aus Stalagmiten, vorbei an einem See mit kristallisierter Oberfläche; hoch an den Wänden hängen Stalaktiten wie zerfließende Kirchenorgeln. Die Zeit tropft langsam in der Kathedrale der Ewigkeit – doch Ilja blickt nervös auf seine Uhr: Es ist später als geplant.

Als wir blinzeln zurück ins Licht steigen, steht die Sonne schon tief. Wir laufen nun gegen die Dunkelheit an, wollen vor Einbruch der Nacht im Tal sein. Doch es kommt, wie es kommen muss: Als wir die steilste Stelle des Abstiegs erreichen, ist die Sonne hinterm Gebirge versunken, bald erkennt man den Boden unter den Füßen nicht mehr. Jetzt haben wir unser Abenteuer: Kopflampen irren durch den Wald, Füße rutschen auf losem Gestein, immer wieder strauchelt jemand.

An einer Gabelung bleibt Ilja stehen, schweigend leuchtet er die beiden Pfade. »Wartet hier!«, sagt er und läuft alleine los. Unser Anführer hat den Weg vergessen. Wir anderen stehen im düsteren Wald und fragen uns, was wir tun würden, wenn er nicht wiederkäme. Wird es nun sogar abenteuerlicher, als wir gehofft haben? Eine Weile noch sind wir verloren, dann taucht zwischen den dunklen Baumstämmen wieder sein tanzendes Licht auf. Das Dorf ist nah. Kurz darauf erreichen wir, müde und hungrig, unsere Unterkunft in einem einsamen Pferdehof. *Za zdoruj!*

Organisierte Wanderreisen auf der Krim bietet z. B. Hauser Exkursionen an. Zehn Tage inkl. Flug, Bergtouren und kulturellen Besichtigungen pro Person im DZ/HP ab 1995 Euro. www.hauser-exkursionen.de



Jaltas Kieselstrände sind sehr beliebt



Guide Ilja Chomenko (links) auf dem Aj-Petri